Nummer 39 Donnerstag, 15. Februar 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der General

Von Rudolf Brook

Die Kavalkade brauste wie eine glühende Wolke über die Landstraße dahin. Die roten Blusen der Reiter schmolzen zu einer leuchtenden Masse zusammen. Davor ein heller Fleck: der General auf dem Schimmel, um die Schultern den weißen Poncho geschlungen. Wirbelnd stiegen die Rauchwolken hinter und neben der Schar auf und legten sich wie ein Nebelring um den leuchtenden Kern.

Aus der entgegengesetzten Richtung kam eine zweite Wolke, aus der zuerst ein schwaches, dann immer stärkeres Wagenrollen klang. Die beiden Wirbel näherten sich, und mehr und mehr verschmolz das Brausen der Räder und das Donnern der Hufe zu einem einzigen großen Getöse. Ein vierspänniger Wagen löste sich aus dem weißgrauen Nebel.

Die Kavalkade bog rechts und links aus und umstellte im Halbkreis das Gefährt. Zitternd und nervös mit den Hufen den Boden stampfend standen die Pferde dicht gedrängt. Von den Mähnen der vor den Wagen gespannten Pferde troff weißer Schaum. Wiehernd bäumte sich plötzlich eins der Reiterpferde. Eine Welle lief durch den Halbkreis; die ganze Schar drängte enger auf den Wagen zu.

„Der General Garibaldi?" fragte eine helle Mädchenstimme.

Der General ritt an den Verschlag und schwang seinen breitkrempigen Hut. „Ein Brief von meinem Vater", sagte die Stimme.

„Der Marchese Raimondi!" rief der General aus. „Per dios, Marchesina! Sie lenken einen gefährlichen Weg!"

„Eine Antwort ist nicht nötig", sagte der Vater. „Addio, General."

Der Kutscher zog auf einen Wink ihrer Hand die Zügel an.

„So warten Sie doch, Marchesina. Ich gebe Ihnen eine Bedeckung mit."

„Ist nicht nötig, General. Avanti!"

Der Wagen hatte wieder gewendet und rollte den Weg zurück. Sie nickte lächelnd aus dem Verschlag und verschwand gleich wieder in den weißen Staubwolken.

„Madonna, war sie schön!" rief der General aus. „War das Wirklichkeit?"

Aus der Ferne klang plötzlich Gewehrfeuer herüber; die Pferde wurden unruhig. Der General rief einen Befehl; die Schar setzte sich wieder in Bewegung. Im Reiten entfaltete er den Brief und las ihn und steckte ihn dann in die Bluse. Das Gewehrfeuer wurde heftiger. Hinter dem Walde stieg ein bläulicher Rauch empor. Hin und wieder dröhnte ein dumpfer Kanonenschuß in das hellere Gewatter.

„Die Unterigen rücken vor", sagte ein junger Mann an der Seite des Generals.

Der General antwortete nicht, er sah starr geradeaus. Sie näherten sich dem Walde. Das Gewatter wurde immer lauter, dazwischen Geschrei, Dröhnen, dumpfe Erschütterung des Bodens.

„Carlo," sagte der General, „welch ein Lächeln!" Und auf offener Straße am Feind vorbei!"

*

Der General kam mit Lucia aus dem Seitengange des Parkes. Ueber den Weg hing eine Weide. Ihre tiefhängenden Wedel streiften über die Häupter der beiden. Der General ging ein wenig voran und bog die zu hoch hängenden Zweige empor, damit sie Lucias Gesicht nicht berührten.

„So gingen wir oft durch den Urwald, meine Frau und ich. Durch den brasilianischen Urwald. Ich ging voran und schnitt den Weg mit dem Messer. Hinter uns wußten wir den Feind."

„Waren Sie glücklich mit ihr?"

„O Marchesina! Ich war sehr glücklich. Aber wie lange ist das her! Ich habe nie wieder auf eine Frau blicken wollen, bis eines Tages ein Wagen anrollte, am Feuer des Feindes vorbei und darin saßen Sie! Marchesina, Sie sind eine göttliche Frau!"

Lucia blieb stehen und hob eine Kastanie auf. „Wie klar der Tag heute ist," sagte sie. „Carlo könnte doch schon hier sein."

„Der See ist so blau, wie das Meer bei Riga," sagte der General, „lassen Sie uns ans Ufer gehen."

Lucia spielte mit der aufgehobenen Kastanie. „Ist Carlo ein guter Soldat?" fragte sie.

„Carlo? Ein vortrefflicher Mann, feurig, kühn, ergeben. Ich beglückwünsche Sie zu seiner Bekanntschaft. Er ist ein ausgezeichneter Soldat."

„Was sangen wir Frauen aber mit einem ausgezeichneten Soldaten an?"

„Marchesina! Wenn ich an meine und Anitas Ritte über die Steppe durch den Urwald denke, wie sie mich einmal tot glaubte und allen Toten auf dem Schlachtfelde in die Augen sah, ob sie die meinen fände, wenn ich an die ganzen zehn Jahre unserer Kämpfe denke . . ."

„Aber will denn jede Frau kämpfen?"

Bevor er antworten konnte, nahm sie seinen Arm und schritt mit ihm über die von Herbstzeitlosen überdeckte Wiese. „Sehen Sie," sagte sie, „die Schwäne kommen schon."

*

Carlo stand in Lucias Zimmer. Durch das offene Fenster fiel der gelbe Schein des herbstlichen Laubes. Die Luft war mild und still.

„Sich Liebster," sagte Lucia, „die Kette, die du mir gabst, wie sie leuchtet."

„Ja" antwortete er und blickte zerstreut auf die hellen Kugeln. Eine Weile war es ganz still. Im Garten raschelte es unter den gefallenen Blättern.

„Garibaldi hat bei Mistretta ein Treffen gewonnen," sagte Carlo und nach einer Weile setzte er hinzu, „ich war nicht dabei."

Lucia wandte sich ein wenig zur Seite, daß er ihre Augen nicht sehen konnte.

„Morgen reise ich ab, ich denke bei Capicci auf ihn zu stoßen."

Lucia griff nach dem Taschentuch, das auf dem Tisch lag. „Könntest du nicht noch ein wenig bleiben", sagte sie leise.

„Ich habe es ihm versprochen."

„Er wird auch ohne dich siegen können. Die Tage sind so schön! Du mußt mir deine Sonette wieder vorsingen. Weißt du, das vom Herbst und vom Frühling. Dort unten auf der Terrasse mußt du singen, mitten auf dem goldenen Laube. Liebster, bleibe noch ein wenig!"

„Wenn ich mein Versprechen nicht halte, ist er für mich verloren. Das ganze Korps wird mich verachten."

Lucia wandte sich jäh um. „So eile denn, damit das Korps dich nicht verachtet. Reise heute schon, damit du dich nicht verspätest, du Allzugetreuer! Warum zögerst du noch, geh doch, geh."

„Lucia", sagte Carlo, „versteh mich doch." Sein Blick . . .

„Ja doch, ich verstehe sehr gut. Geh doch nur, geh."

Er trat auf sie zu, um den Arm um ihren Hals zu legen, aber sie wandte sich ab und ihre Augen weinten stumm.

Ein sanfter Hauch ging durch den Garten; ein paar Blätter fielen lautlos herab.

Der Marchese Raimondi ging mit seiner Tochter durch den Garten. Sie blieben am Rosenbeet stehen. Der Marchese blickte prüfend über die Rosen und schnitt eine vollerblühte goldgelbe Blüte ab.

„Danke", sagte Lucia lächelnd und nahm seinen Arm.

Schweigend schritten sie tiefer in den Garten hinein. Hin und wieder fiel eine Kastanie mit dumpfem Rascheln auf den Boden hinab. Zwei kleine braune Eidechsen huschten über den Weg, blieben einen Augenblick regungslos stehen und verschwanden wieder unter den Steinen.

„Dauert der Krieg noch lange?" fragte Lucia.

„Er ist wohl bald zu Ende. Garibaldi hat fast das ganze Land befreit. Er siegt, wohin er kommt."

„Dann wird wohl Carlo bald kommen?"

Der Marchese antwortete nicht. Er schob ein Steinchen mit dem Stock vor sich her. An der Wegkreuzung blieb er stehen und sah seine Tochter an. Seine Hand spielte mit der Rose auf ihrer Brust.

„Der General Garibaldi hat um deine Hand angehalten", sagte er langsam.

Lucia blickte in seine Augen. „Weiß er denn nicht, daß Carlo mein Verlobter ist?"

Der Marchese neigte sich ein wenig vor, um den Duft der Rose zu atmen. Sein Kopf kam in die Sonne; das weiße Haar leuchtete auf.

„Er weiß es", sagte er.

Lucia trat etwas zurück. „Wie soll ich das verstehen?"

„Er hat mit Carlo gesprochen. Carlo gibt dich frei."

„Carlo gibt mich frei?"

„Er meinte, daß der bessere Mann auch die Frau verdiene, die seiner würdig sei."

Lucia machte ein paar Schritte voraus, als wollte sie davonlaufen, aber sie hielt plötzlich inne und wandte sich um.

„Und du?" fragte sie laut.

„Ich verehre General Garibaldi als den großen Sohn unseres Volkes, sein Name und seine Tat wird unsterblich sein. Ich halte seinen Antrag für eine große Ehre."

Lucia griff sich an die Brust. Ihre Hand faßte die Rose. Sie riß sie vom Busen; ihre Hände zerknitterten die Blüte.

„Ihr wollt mich versichern", rief sie hinüber, „Ich liebe Carlo, ich liebe ihn, ich liebe ihn. Ihr habt ihn gezwungen. Er ist so jung, er ist ein Dichter. Ihr habt ihn gezwungen."

Der Marchese zog einen Brief aus der Tasche. „Er schreibt, daß er dich liebe, bis zur Verzweiflung. Du seist die erste Frau in seinem Leben, aber er wolle niemals eine andere kennen lernen. Du seist die Einzige, Unersetzliche. Aber er verdiene dich nicht, er sei ein haltloser Mensch. Wenn er bei dir sei, könne er es nicht erwarten, wieder zu der Freischar zu kommen, und wenn er dort sei, könne er die Nächte kaum ertragen vor Sehnsucht nach dir. Nur einer sei deiner wert. Garibaldi."

Der Marchese machte einen Schritt vorwärts, um ihr den Brief zu reichen. Aber sie lief wie gejagt davon.

Der General stand auf der Terrasse und blickte über den See. Die Sonne schien voll auf seine Gestalt. Das lange braune Haar glänzte hell; ein paar Goldfäden glitzerten auf. Er hielt den Kopf empor und sah in das Licht hinein.

Aus dem Saal wurden Schritte laut. Der Marchese trat mit Lucia über die Schwelle. Der General wandte sich um und eilte mit ungestümen Schritten auf sie zu. Der Marchese hielt Lucias Hand in der seinen. „Ich habe die Ehre, Ihnen die Einwilligung meiner Tochter zu erklären", sagte er ernst.

Der General verneigte sich tief und führte Lucias Hand an die Lippen. „Es ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens", sagte er. Und in einer plötzlichen Hingerissenheit nahm er wieder ihre Hand und führte sie, ja, eilte fast mit ihr an die Balustrade. „Sehen Sie den See," rief er, „er ist heiter und strahlend. Er ist wie meine Seele, Marchesina, ich liebe Sie sehr. Kommen Sie, gehen wir durch den Garten."

Lucia sah ihn an; ihre Lippen zitterten ein wenig. „Sie sollen ja der größte Mann sein, so sagen es alle. Ich will geführt werden. Führen Sie mich!"

Der General machte eine weit ausladende Bewegung mit dem Arm. „Das ist mein Beruf", sagte er. „Aber seit fünfzehn Jahren habe ich keine solche Gefolgschaft gehabt. Marchesina, ich bete Sie an. Aber kommen Sie, kommen Sie, ich kann nicht so lange auf einem Fleck stehen. Es ist ein herrlicher Tag."

Die Nacht war warm wie eine Sommernacht. Ein sanfter Wind wehte und ließ die Vorhänge hin und her rauschen. Das Licht flackerte ein wenig. Der rote Kreis am Boden zitterte, wurde größer und wieder klein.

Lucia stand am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Die Sterne waren sehr klar und niedrig.

Auf die Schwelle trat der General. Er zögerte einen kurzen, fast unmerklichen Augenblick. Er trat dicht an sie heran und küßte sie auf den Hals. Sie lächelte und löste die Kette. Mit einem leisen Klirren glitt sie auf die Tischplatte. Der General schlug den Arm um ihre Schulter und trat ans Fenster. „Die Wega", sagte er. „Sie hat mich durch manche Nacht begleitet. Welche Gefährten die Sterne werden können. Nun ist sie wieder da."

Lucia schwieg. Sie lehnte an seiner Brust. Ein Käuzchen schrie plötzlich. Sie schauerte zusammen.

Der General drückte sie fester an sich und küßte sie auf den Mund. Sie hielt die Augen geschlossen. Er löste die Spange, die ihr Haar hielt. Es fiel in langen, roten Wellen herab. Seine Küsse fielen auf ihre Wangen, Augen, Stirn. Er zog sie vom Fenster fort in das Dunkel des Zimmers. Ihre Wangen brannten. Sie ließ sich führen.

An der Teppichecke verfing sich ein Ablaß. Der Schuh blieb hängen. Sie öffnete die Augen. Ihr Blick fiel auf die Kette unter der Lampe; sie glühte weinrot. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, mit einem wilden Stoß fuhr das Schluchzen in ihr empor. Das Gesicht mit den Händen bedeckend, sank sie auf den Diwan.

Der General blieb an der Lampe stehen. Eine lange Weile war es ganz still, nur Lucias Schluchzen klang durch das Zimmer.

„Marchesina," sagte der General, „ich nehme keine Frau mit Gewalt; Sie sind frei."

Am Biwakfeuer ging das Gespräch um den General. „Man sieht ihn gar nicht altern", sagte einer. „Solange ich nun unter ihm bin, er ist immer gleich jung."

„Aber man sieht ihn jetzt seltener", erwiderte ein anderer. „Neulich hatte ich eine Meldung für ihn, er saß ganz allein im Zelt."

„Das ist, weil er sich über die von Savoyen ärgert, sie wollen ihn nicht so groß haben und werfen ihm Steine über den Weg."

„Ach was," sagte ein Rotbärtiger in einer fetzigen Bluse, „es ist die Geschichte mit dem Weibsbild. Man hat es mir ganz genau erzählt. Als er sich heiratete, stellte es sich heraus, daß sie schwanger war. Der Carlos Be—, na, ich komme jetzt nicht auf den Namen, der Kerl, mit dem sie früher verlobt war, hat ihm den Streich gespielt."

„Pfui Teufel," sagte der Erste, „na, die Weiber!"

Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[4. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Das war keine kleine Summe gewesen, aber auch nicht mehr, als sich hatte herausschlagen lassen, nachdem die allgemeine Ansicht dahin ging, daß mit der von Peter dem Großen bloßgelegten Ader der Reichtum der Tasche so gut wie erschöpft war. Dieses Manueta-Pocket schien schneller wie andere Taschen die Eigenschaft zu haben, mit der Zeit leer zu werden. An kostspielige Maschinen und Wasserleitungen verschwendeten die ersten Besitzer nicht das gute Geld, das sie herausgeholt hatten. Wasserleitungen hatten oft genug alles davongespült, was die erste Beute erbracht hatte.

Daran mochten sich die Käufer versuchen.

Die zwölfe aber, die mit nach Europa gefahren waren, saßen heute im Palazzo Hofing. Nur einer fehlte, der melancholische Hüne, dessen sich das Schicksal bedient hatte, um den Ring der zwölf Gefährlichen zusammenzuschweißen. Lion Carnari war am gelben Fieber gestorben oder an einer fixen Idee, oder an beiden. Er lag begraben. Nur sein Paß war mit über den Ozean gereist.

Alle Rolladen des Palastes waren geschlossen, doch durch die Glinsen lugte die Sonne und hüpfte über Tisch und Stühle, wo die zehn unheimlichen Männer Platz genommen hatten. Roter Wein, den die meisten untermischt tranken, stand auf der Tafel, über die in dichter, blauer Wolke der Zigarettendampf wogte. Priuli und Koblank, Sengsters Befreier, hatten selbst das Hemd abgeworfen und eilten barfuß, nur mit ihren Beinkleidern angetan, auf die Ankommenden zu. Ein Händeschütteln, keine Umarmung. Sengster hatte ihnen einmal Dantons Rivarolade erzählt. Am Fuße der Guillotine hatten den seine Todesgenossen umarmen wollen; der große Danton hatte abgewehrt: „Umarmen? Wozu? Im nächsten Nu werden unsere Köpfe alle zusammen in einem Sacke stecken."

Diga trieb den Gondeljungen davon. Er sah ihn anfangs mißtrauisch nach, mußte aber lächeln, als er sah, wie der Junge nur ein paar Häuser weiter Gesellschaft ins Boot bekam. Trotzdem sagte er zu Mac Carthy auf englisch, daß sie alle, mit einigen Kalifornismen, beherrschten: „Deinen Giuseppe kennt die ganze Stadt. Eine Schürze ist in seine Gondel gesprungen. Weiber klatschen."

„Affe!" gab der Irländer mürrisch zur Antwort. Und er fand in dem Oesterreicher Pernutat einen Sekundanten. Der blonde Pernutat, der wie Mac völlig unbärtig war, sagte: „Futterneid! Nummer XII ist der erste, der uns heute abend durchgeht. Den ganzen Morgen hat er sich die verliebten Augen aus dem Kopf geguckt."

Achim Sengster, der sich die gelungene Flucht Koblanks und Priulis kurz angehört hatte, drehte sich herum. „Heute darf keiner durch die Lappen gehen. Hört zu, was ich mitbringe!"

Nun rückten alle näher zusammen. „Was soll's sein? Sie sind wachsam. Priuli sagt, daß jeder Arbeiter in der Glasfabrik, von der er mit Nummer III herüberruderte, von nichts anderem spricht als dem großen Carabinierioufgebot."

„Nein, nicht so!" Priuli zog seinen Rock an. „Wohl, sie reden davon, aber mehr noch davon, wie sie den Carabinieri die Kapuzen übers Gesicht ziehen wollen, wenn sie uns auf der Spur sind. Sie haben gelesen, was wir leisten. Sie halten bei der Stange."

„Nummer VIII", rief Sengster dem Südfranzosen zu. Jeder von ihnen hatte seine Nummer. „Du wirst die Augen aufreißen. Was sagst du, wenn ich dir verrate, daß Madame Grenier in Venedig ist?"

Hillairaud stieß einen Schrei aus. „Greniers Frau? Ah — es gibt noch Wunder, Kameraden! Ich habe vor ein paar Nächten von dieser Frau geträumt. Sie war ein Teufel an Schönheit und Hochmut. Und sie wäre wirklich hier? Du sahst sie? Hörtest, daß sie es wäre? Sie kann nicht mehr jung sein — o la la . . . an die Vierzig gewiß, nicht wahr? Und wir legen Hand auf sie? Ist ja dein Plan, Freund? Die reiche Frau Grenier als Geisel! Welche Perspektive!"

Aber Achim Sengster schüttelte den Kopf. „Wir werden sie nicht fangen. Dazu ist Zeit, wenn wir in Frankreich arbeiten. Wir werden sie um ihre Juwelen erleichtern. Um das Kollier, das einst die Dubarry am Halse getragen hat."

„Das gibt Blut", warf Teswede hin, ehemals österreichischer Ingenieur, und jetzt, unter der Nummer VII im Bunde der Zwölf, der Mann, der alles Schriftliche besorgte. „Die schöne Dubarry", sagte er, an seiner Zigarette kauend, „ist auf dem Schafott gestorben."

„Alle können nicht im Bette sterben." Der Kanadier Osram lachte roh. Er, hier Nummer IX, war der größte unter den Unheimlichen. Ein Riese, wie der tote Lion Carnari. „Wir könnten sonst noch heute unseren Laden schließen." Er zog sich eine Flasche Rum heran und goß ein paar Tropfen in sein Wasserglas.

„Macht das Fenster zu!" gebot der Anführer. „Diese Kirchenglocken rumoren, daß man sein Wort nicht versteht. Merkt auf, die Zeit ist knapp. Die Grenier hat den großen Schmuck am Leibe. Vielleicht nicht den echten, dann liegt er in der Bank. Der Sicherheit halber nehmen wir beide. Die Lage ist einfacher als in den vorigen Fällen."

Der „Premier", Nummer I, verteilte die Rollen. Unter Macs Führung sollten Nummer III, der Schlosser Koblank, und Nummer X, der Amerikaner Dolly, in die Bank vordringen. Dollys Landsmann Holly stand Wache. Priuli sollte das Läutewerk unschädlich machen. Hillairaud, Nummer IX, zwischen diesen Leuten die Verbindung halten. Sie waren alle schon auf ihre Arbeit eingespielt.

Nummer VII, die Pässe! Wieviel Zeit brauchst du?"

„Keine zwei Stunden", gab Teswede zur Antwort.

„Nummer VI hält mit dem Auto auf der Straße nach Mestre. Sieh dir die Stelle auf der Karte an. Es wird zu kurzer Fahrt gemietet. Hier ist Geld. Wo es hält, ist unser Treffpunkt. Heute nacht um drei."

„Um drei." Der blonde Pernutat steckte die Banknoten ein.

„Wohin die Pässe?" fragte Teswede.

„Deutschland."

„Du versprachst uns Frankreich . . ."

„Madame Grenier überhebt uns des Umweges."

Es gab keinen Widerspruch weiter. Eigentlich bedurfte es nur einiger Orts- und Zeitangaben; alles andere funktionierte wie bei einer Maschine. Sie waren miteinander und aufeinander eingespielt. Kaum daß die Tageslosung gefallen war, öffneten sich die Koffer . . . Koffer mit Kleidern, mit Perücken, mit Bärten. Teswede reiste, um sie unbehelligt durch die Zollschranken zu bringen, schon seit Amerika als Friseur. Die Maske stand dem Oesterreicher.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und Briefkasten: Karl Vetter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppner-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräbner-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.